Liebe muß gerade in unserer Zeit immer wieder neu entdeckt und entwickelt werden, oft auch auf ungewöhnlichen Wegen. So entfaltet manches, das vielleicht als skurril angesehen wird oder gegen die gesellschaftliche Norm verstößt, für die Liebenden selbst oft konstruktive Kraft.

Die renommierte Psychoanalytikerin Eva Jaeggi erzählt und deutet sieben ganz ungewöhnliche Liebesverhältnisse, die mit den bekannten psychologischen Beziehungstheorien nicht zu begreifen sind und doch als Ausdruck individuell gestalteter Liebe gelten dürfen: etwa die Geschichte einer menage à trois, einer Altersliebe und einer platonischen Liebe.

geb. 1934 in Wien, ist Verhaltenstherapeutin, Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin. Von 1978 bis zu ihrer Emeritierung war sie Professorin für Psychotherapie und Klinische Psychologie an der Technischen Universität in Berlin. Sie ist Mitbegründerin der »Neuen Gesellschaft für Psychologie« und Autorin zahlreicher Bücher.

Umschlagmotiv:
© Photonica/Johner
Umschlaggestaltung:
Groothuis, Lohfert, Consorten (Hamburg)

Eva Jaeggi

Liebe lieber ungewöhnlich

Walter Verlag

»Alles Finden ist ein Wiederfinden« – Liebestheorien der Psychoanalyse

Freud selbst hatte die Fähigkeit zur Liebe sehr eng an das sexuelle »Funktionieren« geknüpft, zumindest in seiner ersten Liebestheorie, die für manche Psychoanalytiker und auch für Laien bestimmend geblieben ist. Sie produziert in dieser Beziehung aber auch eine Reihe von Mißverständnissen. Sexualität ist nämlich bei Freud nicht unbedingt gleichzusetzen mit genitaler Sexualität. Sie ist abgeleitet von den ersten libidinösen Erfahrungen mit der Mutterbrust, später mit der erotischen Liebe zum gegengeschlechtlichen Elternteil, also von der ödipalen Liebe. Was Freud als Sexualität, manchmal auch als Psychosexualität bezeichnet, entspricht daher eher dem, was wir als »Liebe« ansehen, worauf Freud auch ausdrücklich hinweist. Wird die erwachsene Liebeswahl nicht genügend gut abgelöst von dieser ersten »Liebeswahl«, nämlich von den Eltern, dann allerdings entsteht schon eine Deformation der Liebe.

Diese Idee der Verbindung von frühkindlicher Liebeserfahrung mit dem Erwachsenenleben ist sicher eine der großen Entdeckungen der Psychoanalyse. Auch hier allerdings ist in der Dichtung der eine oder andere Gedanke vorweggenommen worden, aber in der gebotenen Systematisierung ist er doch erstmals bei Freud wirklich denkmächtig geworden.

Ein berühmtes Beispiel für diese Verbindung finden

wir zum Beispiel in Fontanes Roman *Effi Briest*. Nicht nur heiratet Effi einen Mann, der altersmäßig ihr geliebter Vater sein könnte, er ist außerdem noch der frühere Bewerber um die Hand ihrer Mutter. Es sind also alle Voraussetzungen dafür gegeben, daß Effi die Erfahrungen, die sie im Elternhaus gemacht hat, wiederholen wird. Wie man weiß, ist das allerdings gründlich schiefgegangen – einfach deshalb, weil Effi schließlich reifer geworden ist und der Vater-Ehemann längst nicht ihre Erwartungen erfüllen kann.

»Alles Finden ist Wiederfinden«, so lautet in diesem Zusammenhang ein berühmtes Wort von Freud. Jeder Mensch sucht die Verschmelzung mit der Mutter, die in der ersten Zeit seines Lebens in ihrer Urform im Mutterleib stattfand, gleichzeitig aber drängen ihn Wachstumskräfte auch zum Zerreißen dieser symbiotischen Verschmelzung. Daß bei diesem »Wiederfinden« nicht nur die Gefühle der pägenitalen Phase, nämlich Zärtlichkeit und ein sinnliches Wohlgefühl, sondern auch die ersten »Liebesobjekte« (also Vater und Mutter) in Gestalt von realen Personen gesucht (oder fantasiert) werden, mischt dem Spiel der Liebe seine berühmt-berüchtigten verwirrenden Gefühle bei.

Warum dies so verwirrend ist? Wahrscheinlich deshalb, weil Unvereinbares – nämlich Vereinigung und Trennung – immer wieder zusammen gesehen werden müssen, weil vielerlei Projektionen nötig sind, um sich das Liebesobjekt »passend« zu schneidern. Idealisierung und Entidealisierung müssen immer wieder neu aufgeboten werden, um einerseits das Gefühl der Liebe aufrechtzuerhalten, andererseits aber auch nicht in ihm zu ertrinken. All dies versieht schon die erste Liebe bei aller Seligkeit mit einem beklemmenden Gefühl.

Die geglückte Liebe, so meint Freud, ist eine Liebe ohne Neurose. Es muß bei ihr die Vereinigung allen Begehrens in einem Objekt möglich sein. Liebesgefühl und sexuelles Begehren müssen also zusammentreffen. Vorbedingung aber ist eben die Vereinigung prägenitaler Strebungen (eben jene der sinnlichen Wärme, der Freude am Körperkontakt) im Dienste des genitalen Begehrens sowie eine zwar tiefe Bindung an die ödipalen Objekte, aber nicht die Beschränkung darauf. Es muß also in der Kindheit eine starke Bindung an die Eltern vorhanden sein, damit später trotz der nötigen Ablösung auch das »Wiederfinden« der starken Gefühle möglich ist. So sind sowohl allzu starke als auch allzu schwache Gefühle zu den Eltern (den »ödipalen Objekten«) hinderlich im späteren Liebesleben.

Hier ist schon ein Liebesideal angelegt, das eng verknüpft ist mit den jeweiligen Vorstellungen, die auch in der Psychotherapie von einer »reifen« oder einer »durchanalysierten« Persönlichkeit herrschen.

Dieses Ideal sieht allerdings in den verschiedenen Stadien der psychoanalytischen Theoriebildung immer wieder ein wenig anders aus. Und: wie Freud in seinen späteren Jahren (*Die endliche und die unendliche Analyse*) konstatiert – es ist nicht erreichbar. Die alten Konflikte werden in der Liebe wie im Leben immer wieder neu akut – bestenfalls abgemildert durch die permanente Reflexion darüber.

Freud hat in einer zweiten Theorie der Liebe gezeigt, daß auch Selbstliebe sich in Liebe verwandeln muß, um zum gewünschten Ergebnis der Reife zu führen. Schon die Idealisierung des Liebesobjekts ist an die Selbstliebe gebunden: Man liebt das, was man selbst sein möchte,

manchmal das, was man selbst zu sein glaubt. Indem man sich mit der geliebten Person (die man mit den gewünschten Eigenschaften ausstattet) identifiziert, verschwinden Neid und Eifersucht: Der Liebende hat nun teil an diesem Ideal der Vollkommenheit. Natürlich ist auch dieses Ideal nicht auf Dauer haltbar und wird nach einiger Zeit aufgegeben.

In seiner dritten Theorie geht Freud schließlich davon aus, daß der reife Mensch aus seiner Liebesbeziehung zerstörerische Ambivalenzen heraushalten muß, um eine Beziehung auf Dauer anlegen zu können. Schon der bloßen Beobachtung und Selbstbeobachtung zeigt sich, wie nahe verwandt Liebe und Haß oder auch Liebe und Indifferenz sind. Schriftsteller, diese Kenner des Liebeslebens, haben oft etwas davon geahnt, daß es sich bei der Liebe nicht nur um eine Himmelsmacht handelt. So schreibt Thomas Mann einmal in den *Buddenbrooks*: »... was man aber nicht ist, das eben ist es, worauf man mit jenem sehnsüchtigen Neide blickt, der zur Liebe wird, weil er sich fürchtet, zum Haß zu werden ...«

Hier zeigt sich wiederum recht deutlich, daß Freud Liebe eben doch immer wieder an die Triebe (Sexualität und Aggression) zu binden versucht, während in der zweiten Liebestheorie das Ich und damit die ganz bestimmte Person, die man liebt (sowie diejenige, die man selbst ist), eine sehr viel größere Rolle zu spielen scheint. Die Forderung nach Ambivalenzfreiheit mag überzogen klingen, sie ist aber wichtig, um laut Freud die Dauerhaftigkeit der Liebe zu gewährleisten.

Dies alles sind hohe Forderungen. Obwohl Freud selbst in anderen Teilen seines Werkes sich ein wenig von allen Utopien des »idealen« Menschseins distanziert (oder sie eben in den Bereich der utopischen Illusion ver-

weist!), klingen gerade in bezug auf die Liebe andere Töne an: Es gibt die implizite Vorstellung von der »richtigen« Liebe, aus der die Unvollkommenheiten des Menschseins sozusagen »ausgemerzt« sind. Allerdings zeigt Freud im Aufsatz *Das Unbehagen in der Kultur* dann wieder sehr klar auf, daß die Liebe, wiewohl sie höchstes Glück verspricht, uns auch größtes Leid zufügt.

Karl Abraham, einer seiner Lieblingsschüler, entwickelte die Liebestheorie in einem recht idealisierenden Ton weiter. Schärfer noch als Freud sieht er den »genitalen Charakter« als das zu erstrebende Ideal an; wer dem nicht zu folgen vermag, kann auch nicht »richtig« lieben. Die »höchste« Stufe der Charakterbildung ist dann erreicht, wenn der Ödipuskomplex verarbeitet, destruktive Impulse gebändigt und der Narzißmus überwunden ist. Außerdem muß die Herrschaft des Lustprinzips gebrochen werden, Ambivalenzen dürfen sich nicht mehr auf das Liebesobjekt richten. Erst dann ist die volle Liebesfähigkeit erreicht – also ein wirklich erhabenes Ziel, das wohl noch nie ein Mensch auch nur annähernd erreicht hat.

Ambivalenzspannung, also das Miteinander guter und schlechter Gefühle gegenüber dem Geliebten, wie es wohl jeder Liebende erfährt, soll also endgültig überwunden werden – ein Postulat, das höchste Ich-Stärke voraussetzen würde und von Freud selbst in dieser Weise nicht verlangt wurde. Abraham aber formuliert all diese Postulate in den Begriffen einer genitalen Libidotheorie, so daß es unter der Hand doch wiederum die »geglückte Genitalität« ist, die die höchste Stufe der Liebesfähigkeit ausweist, weil nur der genitale Charakter mit seiner gut funktionierenden Sexualität dazu fähig ist.

Wilhelm Reich, ein Analytiker der zweiten Generation nach Freud, gab zwar dem »Charakter« als Konstrukt eine andere Deutung als Abraham, seine Vorstellung von Liebesfähigkeit übertraf allerdings sogar noch die von Abraham: Der wahrhaft Liebende hat keine neurotischen Schuldgefühle! Wie der Psychoanalytiker Bergmann, ebenfalls ein Liebestheoretiker, meint, sollte in der Reichschen Version der »genitale Charakter« fähig sein, alle Probleme von Sexualität und Loyalität zu lösen. Gesundheit, Liebesfähigkeit und Orgasmusfähigkeit scheinen in dieser Fassung der Psychoanalyse als eines.

Daß Orgasmusfähigkeit und psychische Gesundheit nicht unbedingt eins sind, ist aber lange bekannt. Im Gegenteil: Es gibt genügend schwere Bilder von Pathologie (»frühen Störungen«), wo gerade die funktionierende orgastische Fähigkeit zur Abwehr schwerwiegender Pathologie verwendet werden kann. So gibt es äußerst potente Personen, die ihre sexuelle Fähigkeit vor allem dann einsetzen, wenn sie sich leer, depressiv und verwirrt fühlen. Sexualität dient dann der Kompensation von persönlichen Mängeln.

An die Stelle der Orgasmusfähigkeit sind daher andere Bedingungen getreten, die anzeigen, wie »reif« eine Liebe ist.

Der große Psychoanalytiker Michael Balint, der stärker an der Praxis orientiert ist und zugleich pessimistischer als Freud in bezug auf die genitale Liebe scheint, gibt zu bedenken, daß nur die Kultur es ist, die uns zwingt, Liebe und Sexualität zu verschmelzen. Daher ist erwachsene Sexualität immer in Gefahr, auf eine niedrigere Stufe zurückzufallen. Dabei kann ein Überwiegen der Aggression in der Liebe entstehen oder – vielleicht

noch häufiger – ein kindliches Verlangen nach dauernder Verschmelzung mit der geliebten Person. Gerade diese beiden Momente aber sind es, die durch die Forderungen der Kultur sowie durch die sogenannte »Beweglichkeit« der Libido dauernd unterbrochen werden und für Konflikte im Liebesleben sorgen. Diese »Beweglichkeit« der Libido (ein Ausdruck, den Freud selbst geprägt hat) ist verantwortlich dafür zu machen, daß Menschen immer wieder neue Liebesobjekte finden können. Dies aber ist eine Art Danaer-Geschenk: Einerseits muß sich jeder Mensch von den ersten geliebten Personen, den Eltern, abwenden können und seine Liebesfähigkeit an fremden Menschen »beweisen« – wenngleich ein Anklang an die frühen Bindungen (»Jedes Finden ist ein Wiederfinden«) wohl sehr oft vorhanden ist. Andererseits aber – und dies verlangen die meisten zivilisierten Gesellschaften – muß ein Mensch auch imstande sein, sich an eine einzige Person zu binden. Um diese Aufgabe zu bewältigen, bedarf es starker Kräfte im Ich. Menschen, die nicht über solche verfügen, bleiben auf der Stufe primitiver Don Juans stehen, schlimmstenfalls von Triebtätern, denen jedes Objekt für ihre Triebbefriedigung recht ist.

Genitalität und Liebe sind also auf eine sehr viel schwierigere Art und Weise miteinander verbunden, als man oft denkt. Orgasmusfähigkeit allein bedeutet noch längst nicht Liebesfähigkeit. Die Frage, ob ein Mensch ohne Orgasmusfähigkeit als liebesfähig begriffen werden kann, bleibt allerdings offen.

Nicht nur die Ichfunktionen sind an der geglückten Liebe beteiligt – auch das Über-Ich hat seinen gewichtigen Teil. Der Liebende muß verzeihen können, er muß mit dem Geliebten Mitleid empfinden können, er kann

seine Liebe auch dann aufrechterhalten, wenn keine Erfüllung möglich ist. Natürlich ist letzteres sehr stark abhängig von der umgebenden Kultur – und dies ist es, was in den psychoanalytischen Theorien häufig vernachlässigt wird.

Liebesideologien

Liebe ist aber auch ein Produkt der Kultur – und dies nicht nur in einem ganz allgemeinen, sondern in einem sehr spezifischen Sinne. Natürlich gibt es Liebesgefühle – vor allem dann, wenn sie stark erotisch gefärbt sind –, die überall gleich sind und auch quer durch alle Zeiten und Kulturen ähnlichen Ausdruck finden. Dafür gibt es viele Beweise in Form wunderbarer Liebesgedichte aus allen Epochen. Es gibt aber auch so etwas wie eine spezifische »Kultur der Liebe« – und diese ist jeweils an die umgebende Kultur angepaßt und daher sehr variabel.

Wer könnte sich zum Beispiel in unserer Kultur noch mit der Heldin der Erzählung *Die Marquise* von George Sand identifizieren? Diese versagt sich die sexuelle Erfüllung mit einem jahrelang aus der Ferne geliebten Mann, weil sie, eine junge Witwe, mit einem ungeliebten Mann eine Affäre einging und sich daher des Geliebten nicht »würdig« fühlt. Die Vorstellung von der entehrten Frau, die ihre seelische Integrität ebensowenig wiedererlangen kann wie ihre körperliche, durchzieht bekanntlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch viele literarische Werke und spielte als mündliche Erzählung noch in meiner Kindheit in den fünfziger Jahren eine gewisse Rolle.

In der gleichen Erzählung von George Sand wird aber noch ein anderes Thema behandelt – wiederum eines, das zwar in vielen hochentwickelten Kulturen bekannt, aber eben doch nicht universell anzutreffen ist: das Thema der Verfeinerung eines Menschen durch die Liebe. Beide Protagonisten der Liebesgeschichte von George Sand gewinnen einen großen Zuwachs an persönlicher Reife, weil sie lieben, und vielleicht sogar dadurch, daß sie die letzte Erfüllung nicht suchen.

Es gibt noch andere Ideologien der Liebe, die kulturspezifisch verschieden sind. Dazu gehört zum Beispiel die »Man-liebt-nur-einmal«-Ideologie. Auch diese können wir in etlichen literarischen Werken nachweisen. Die leidenschaftliche Liebe von Frédéric zu Mme Arnoux in Flauberts *Lehrjahre des Gefühls* kann durch kein erotisches Abenteuer ersetzt werden; der Held des Buches bleibt bis zuletzt im Banne seiner unerfüllbaren Liebe. Ebenso ergeht es Harriet mit ihrem unerfüllt geliebten Ashley im Roman *Vom Winde verweht* von Margaret Mitchell. Auch andere Trivialliteratur jeder Couleur bestätigt diese These. Generationen von jungen Mädchen zwischen 1930 und 1950 haben sich z. B. angesichts der Liebe des »Seelchens« im Buch *Die Heilige und ihr Narr* von Agnes Günther die Augen ausgeweint. Undenkbar, daß das »Seelchen« je einen anderen als ihren Harro gewollt hätte.

Manchmal wird diese Ideologie auch an das erste sexuelle Erlebnis gekoppelt: Dem ersten Mann im Leben einer Frau gehöre auch die größte Liebe. Meist gilt übrigens diese Ideologie nur für Frauen – vermutlich angesichts der hohen Frauensterblichkeit in früheren Zeiten eine durchaus sinnvolle Ideologie.

Daß diese Ideologien auch das Bewußtsein der Liebenden beeinflussen, ist klar. Es ist gut vorstellbar, daß die Gefühle der Liebenden sich sehr oft »Ideologie-adäquat« gestalten, daß also z. B. der Verlust der »ersten Liebe« früher in vielen Fällen wirklich als nicht mehr ersetzbar erlebt wurde oder daß die verlorene Unschuld eine Frau dazu führte, sich eines aufrechten Mannes unwürdig zu fühlen.

Natürlich aber kann man solche Gefühle auch als individuelle ausdeuten. Sie können sogar als pathologische verstanden und vielleicht sogar in Psychotherapien behandelt werden. Bergmann meint dazu, daß man bei manchen Menschen das Gefühl habe, sie behandelten das erste erwachsene Liebesobjekt genau wie das inzestuöse – das heißt: Es bliebe einzigartig, diese Liebe sei nicht mehr wiederholbar. Oft hat man dabei leider das Gefühl, die sinnliche und die zärtliche Strebung bliebe dabei für immer voneinander getrennt. Bei den vorliegenden Geschichten gibt es durchaus Anklänge an diese Liebesform. Ungeklärt aber ist hier die Bewertung: Soll man die Tatsache, daß sich die zwei Strebungen (Sexualität und Zärtlichkeit) nicht vereinen, als ein Versagen des Ichs ansehen – oder ist es eine besondere Leistung, die man als Sublimierung kennzeichnen sollte? Könnte man dies vielleicht sogar als eine »höhere« Form von Liebe kennzeichnen – so wie dies ja auch in asketisch-religiösen Kulturen immer wieder versucht wurde?

Die Definitionen von Liebe und von Sublimierung scheinen also nicht ganz auszureichen. Daß Liebe nicht unbedingt mit genitaler Liebe zu tun hat, auch nicht mit Leidenschaft, wird auch im Alltag spürbar. Wie aber soll man die zärtliche Liebe zweier Erwachsener zueinander bezeichnen, die auf genitale Sexualität verzichtet zugunsten einer Ideologie oder Religion? (Bei den erzähl-

ten Geschichten in diesem Buch gibt es dafür ein sehr eindrückliches Beispiel.) Ist das fehlende Element des sexuellen Vollzugs und der sexuellen Leidenschaft ein Zeichen von Mangel? Doch wohl nicht. Ganz im Gegenteil setzt ja vielleicht dort erst die Sublimierung ein und gibt damit der Liebe eine hochwertige Qualität. Kernberg allerdings, einer der letzten und umfassendsten Theoretiker der Liebe, würde dem wohl kaum zustimmen. Seiner Auffassung nach sind es fünf Kriterien, die zusammenkommen müssen, um einen Menschen als liebesfähig auszuweisen. Es sind dies: 1. sexuelle Erregung, die auf einen anderen Menschen als erotisches Begehren gerichtet ist; 2. Zärtlichkeit, die libidinöse und aggressive Strebungen integriert und dabei Ambivalenz toleriert; 3. Identifizierung mit dem anderen; 4. eine reife Idealisierung des anderen und 5. Leidenschaftlichkeit.

Wenngleich die harte Forderung nach dem ambivalenzfreien Gefühl hier gemildert ist zu einer »Toleranz« der Ambivalenz, so scheinen doch auch diese Forderungen schwer zu erfüllen. Und auch hier wird die Vereinigung von sinnlicher und zärtlicher Strebung als eine wichtige Voraussetzung der Liebesfähigkeit angesehen.

Nebenbei bemerkt: Was eigentlich »Leidenschaft« ist, wird in dieser Definition (und im ganzen Buch) auch nicht klar. Ist es das, was in der Alltagssprache als »Leidenschaft« angesehen wird? Oder ist damit die »dauerhafte libidinöse Besetzung« einer Person gemeint? Man sieht: Das Phänomen »Liebe« ist noch längst nicht theoretisch ausgedeutet.

Liebe und Sublimierung

Als Sublimierung – ein in der Psychoanalyse nicht sehr scharf definierter Begriff, der aber dennoch auch in unserem Alltagsbewußtsein eine große Rolle spielt –, wird allgemein derjenige Vorgang angesehen, bei dem eine ursprüngliche Triebregung ihr Ziel (sexuelle Lust und Fortpflanzung) aufgibt und ein sozial wertvolleres Ziel verfolgt, wie Zepf es in seiner *Allgemeinen Psychoanalytischen Neurosenlehre* beschreibt. Es handelt sich also um einen Vorgang, in dem »unbewußt gewordene Triebregungen in bewußtseinsfähige und sozial konforme Ersatzbildungen eingebunden werden.« Es gelingt, wie Zepf fortfährt, den Menschen damit, ihre »unbewußt gewordenen Kindheitsdramen bewußtseinsfähig in Gestalt von Ersatzbildungen in die gängigen sozialen Verkehrsformen einzulassen«. Meist ist mit solchen Beschreibungen gemeint, daß Künstler ihre Konflikte in Form von Kunstwerken darstellen und bearbeiten.

Auch bei Melanie Klein wird der Bezug von Kindheit und sublimatorischem Akt gesehen. Der künstlerische Akt (also die Sublimierung) ist nach ihrer Theorie eine Wiederherstellung des ersten Liebesobjekts (Vater und Mutter), nachdem es in der kindlichen sogenannten »depressiven Phase« seiner Einmaligkeit entkleidet wurde und als sowohl gutes als auch schlechtes integriert wurde. Das dadurch entstehende Schuldgefühl soll durch den künstlerischen Akt besänftigt werden.

Läßt sich diese Theorie vielleicht auch auf diejenigen Aspekte der Liebe übertragen, die man als Sublimierung bezeichnen könnte? Und: Was ist damit überhaupt gemeint?

Melanie Klein und in ihrer Nachfolge später die Objektbeziehungstheoretiker gehen davon aus, daß ein ganz wichtiger Entwicklungsschritt des Menschen darin besteht, daß er einen anderen Menschen als ein Ganzes mit seinen guten und bösen Seiten wahrnehmen kann; damit ist der Gedanke der »Wiedergutmachung« nicht so fern. Der andere Mensch (zuerst meist Vater und Mutter) wird nämlich seiner Idealisierung entkleidet, allerdings damit auch der Verteufelung, die ihm das unreife Kind dann angedeihen läßt, wenn es enttäuscht ist. Daß die Eltern nun aber auch als Wesen mit eigener Konsistenz und eigenen Widersprüchen angesehen werden müssen, ist schwer zu begreifen. Mit Eindeutigkeiten kann sich unser Seelenapparat besser abfinden als mit Zweideutigem. Nicht nur das: Indem ich den anderen als ein zwiespältiges und nicht immer verläßliches Wesen erkenne, werde ich mir auch meiner eigenen Zwiespältigkeit bewußt. Dies wird zwar in früher Kindheit nur unter mühevollen Kämpfen erfahren, aber auch im Erwachsenenalter nicht leicht bewältigt. Immer wieder wird diese Position verlassen zugunsten einer strengen Dichotomie von Idealisierung und Entwertung. So bleibt es lebenslang eine Herausforderung, mit den Zwiespältigkeiten in uns selbst und in unserer Umwelt zurechtzukommen. Aber es ist ein grundlegendes Merkmal des Menschseins: Daß der geliebte andere auch als ein böses und schlechtes, ein versagendes Objekt gesehen und erlebt wird, erzeugt oft Wut. Will man aber die Liebe aufrechterhalten, muß man immer wieder nach Entschuldigungen suchen, man bietet sozusagen auch immer wieder neue Opfergaben an, um die eigenen bösen Gedanken und Impulse zu versöhnen.

Die Liebe selbst ist eine solche Versöhnungsgabe – aber wie bei aller Wiedergutmachung steckt auch darin immer wieder ein Körnchen Bitterkeit, das wiederum nach Wiedergutmachung verlangt, da unsere Liebe nie vollkommen ist, sondern immer wieder durch Ambivalenzen geprägt wird. Unsere Probleme mit der Liebe stammen zu einem Großteil von diesen Uneindeutigkeiten. Immer wieder gilt es zu versöhnen, immer wieder gilt es, die Versöhnungsgaben des anderen trotz ihrer Zwiespältigkeiten anzuerkennen und nicht zurückzuweisen.

Wie aber drückt sich das in den jeweiligen Liebesgeschichten aus?

Wird der (die) Geliebte auch in der ersten Phase idealisiert, so ist es doch erforderlich, die Aufhebung dieser Idealisierung zu einem späteren Zeitpunkt so zu gestalten, daß der (die) andere noch immer »intakt« bleibt (also nicht ganz und gar entwertet wird!) – und diese Arbeit wird eben recht unterschiedlich gestaltet. Nicht ohne Grund wird daher unterschieden zwischen Verliebtheit und Liebe – letztere braucht Zeit, muß sich im Alltag und über längere Frist bewähren. Ihre Triebkraft stammt nicht nur aus der Sexualität, sondern auch aus der Quelle der Sehnsucht nach Wiedergutmachung.

In besonders deutlichem Gestus beschreibt Heinrich von Kleist diese Wiedergutmachung in der *Marquise von O.* Rein triebgesteuert hat der russische Graf mit der ohnmächtigen Marquise ein Kind gezeugt, er hat sie also vergewaltigt und tut nachher alles, um seine Untat wiedergutzumachen. Von der Marquise aber wird er, als er sich stellt, als ein wahrer Teufel angesehen. Zwar heiratet sie ihn um des Kindes willen, aber sie will weiter von ihm nichts wissen und läßt sich ein Jahr lang von ihm

umwerben, bevor er ein »zweites Ja-Wort« erhält. In dieser Zeit, so können wir mutmaßen, beginnt nun auch ihre Wiedergutmachung. Um der »gebrechlichen Einrichtung der Welt« willen, so drückt es Kleist aus, wird ihm verziehen. Wie schafft die Marquise das? Wir werden darüber nicht informiert, aber das Ergebnis erklärt sie uns (und ihrem Gemahl) im letzten Satz der Erzählung: Er sei ihr wie ein Teufel erschienen, weil er im ersten Moment des Kennenlernens sich ihr als ein Engel dargestellt habe. Wie könnte man schöner darlegen, daß zu einer echten Liebesbeziehung die Integration beider Aspekte nötig ist?

Die These von der Wiedergutmachung ist natürlich sehr abstrakt und faßt auch sicher nicht die ganze Wahrheit von Liebesbeziehungen. Konkrete Erzählungen können dort einspringen, wo die Abstraktheit des Begriffs die Tatbestände zu verdunkeln droht. Dies stellt den Kern dieses Buches dar: In den realen und konkreten Liebesgeschichten soll deutlich werden, wie gelebte Liebe aussehen kann, wie sie sich mit Liebestheorien zwar ein Stück weit erklären läßt, wie aber in vielen Belangen dann diese Theorien angesichts des lebendigen Lebens doch wieder fragwürdig werden.

Was hat zum Beispiel Käthe, eine der Protagonistinnen meiner Erzählungen, dazu befähigt, in der Geschichte des Dreiecks mit Freund und Schwester dem ungetreuen Verlobten zu verzeihen, so daß sie sich nach ihrem Zusammenbruch dazu aufraffte, eine Liebesbeziehung ohne Sexualität zu leben?

Und was hat Peter, den exilierten Wiener, der seinen »amour fou« fast mit seiner psychischen Gesundheit bezahlt hätte, befähigt, Carry in solch selbstloser Treue beizustehen bis zum Tod, obwohl seine wahnwitzige

Verliebtheit zum damaligen Zeitpunkt schon längst einem anderen Gefühl gewichen war?

Ich werde die einzelnen Erzählungen kommentieren und versuchen, jeweils nachzuspüren, welche Qualitäten des Individuums in jedem einzelnen Fall zum Tragen kommen, wenn man ihre Geschichte als eine »geglückte« betrachten will. Es interessiert mich also der jeweils individuelle Charakter der Handelnden, in dem sich ihre grundlegenden Motive spiegeln. Aber auch die individuellen Talente und Begabungen sollen als Träger von Liebesgefühlen betrachtet werden. In den von mir gesammelten Geschichten sind es oft intellektuelle und musikalische Talente, die wichtig sind, aber natürlich könnte man sich auch noch ganz anderes ausdenken. In der Erzählung von Doro und Louis, einem sehr ungleichen Paar, ist es die Lebensleichtigkeit von Louis, die diese Liebe trägt. Gerade solche Charaktereigentümlichkeiten können aber vom Neid des anderen erstickt werden.

Daß auch der Neid auf die ersehnten Qualitäten des anderen bei der Liebe eine Rolle spielt, hat Theodor Reik, ein Psychoanalytiker der zweiten Generation, in seinem Buch *Von Liebe und Lust* aufgezeigt. Ganz und gar im Sinne von *Der Widerspenstigen Zähmung* erläutert er, daß am Anfang großer Verliebtheit oft ein Ungenügen an der eigenen Person steht, ein Unwille, sich selbst zu akzeptieren. Der »andere« wird als jemand wahrgenommen, den man – unwillig – als einen Repräsentanten all derjenigen Eigenschaften ansehen muß, die man an sich selbst vermißt. Das begehrte Objekt wird daher zu Beginn oft sogar für längere Zeit abgewertet, drangsaliert – bis man merkt, daß Chancen bestehen, an dieser wunderbaren Person selbst teilzu-

haben, also auch geliebt zu werden. Dann kann die Liebe »wie ein Blitz« einschlagen, und man fühlt sich selbst erhöht, lebendig und sozusagen als ein Teil der nunmehr geliebten Person. Bei Shakespeare wird dieser Prozeß in vielen Details sozusagen »auseinandergezerrt«. In der Realität geht all dies oft recht schnell vor sich und bleibt dem Bewußtsein entzogen.

Neuere Autoren haben für die Erklärung des künstlerischen Akts einen interpersonalen Zugang gewählt: Der kreative Vorgang entzündet sich am »anderen« und nicht in solipsistischer Einsamkeit. Nimmt man die verschiedenen – geglückten – Liebesformen in diesen Kreis auf, dann bekommt dieser Zugang besonders viel Relevanz. Wo könnte man besser die Bedeutung des anderen studieren als im zweiseitigen Geschehen der Liebe?

Liebe geschieht zwischen zwei oder mehreren Menschen. Die kreative Seite des Liebeslebens läßt sich nicht nur als eine einseitige Schöpfung betrachten, es sind zwei Personen mit ihren Biographien daran beteiligt. Liebe ist also eine Teamarbeit. Die Interaktion ist gleichzeitig das Schaffende und das Geschaffene.

Für die Liebe könnte man also sagen, daß das Kriterium für geglückte Sublimierung sich durch die Interaktion ergibt: Wenn der andere sich aufgehoben und getröstet fühlt, wenn er das Gefühl hat, er profitiere von der Beziehung, dann scheint die Liebesform der Kunstform nahezukommen. Musil sagt in den *Schwärmern* einmal sinngemäß, man müsse jede Beziehung danach beurteilen, ob man in ihr steige oder falle – ein Wort, das in dichterischer Form Sublimierung anzeigen könnte, so wie ja auch das echte Kunstwerk in Menschen etwas anrührt, was sie ein wenig über sich hinaushebt.

Nimmt man dazu noch die Aussage des französischen Psychoanalytikers Bela Grunberger, daß jede Liebe auch mit »erhebenden« narzißtischen Bestätigungen verbunden sein müsse, dann läßt sich mutmaßen, daß man den Begriff der Sublimierung für diesen Prozeß der »narzißtischen Erhebung« in der Liebe ebenfalls verwenden könnte. Denn es scheint doch klar zu sein, daß die Liebe in diesem Zustand oft zu ungeahnten Leistungen kreativer Art befähigen kann.

Es sind nicht nur die Talente im herkömmlichen Sinn wichtig, wenn man Liebesbeziehungen auf ihre Tauglichkeit hin betrachtet. Auch persönliche Charaktereigenschaften sowie die ganz spezifische Körperlichkeit spielen eine große Rolle.

Brigittes mädchenhaft-kindliches Aussehen oder Carrys blonde Zartheit in den folgenden Geschichten waren zum Beispiel wichtige Bausteine der Beziehung. Diese können – gleichsam als konditionierter Reflex – im Liebenden sinnliche Gefühle auslösen. In den einzelnen Geschichten soll daher immer wieder nachgeprüft werden, welche persönlichen Eigenarten sich in der jeweiligen »Sublimierungsarbeit« spiegeln.

Im Aufsatz Freuds *Das Ich und das Es* wird dem Begriff der Sublimierung nochmals eine neue Facette zugefügt, nämlich die Idee, daß die Aufgabe der Objektlibido mit Hilfe der narzißtischen Libido gelingt und damit eine Ichveränderung entsteht. Das klingt kompliziert und scheint für die Liebe gar nicht zu gelten. Ist denn nicht die Liebe eben gerade durch ein erhöhtes Maß an »Objektlibido« (also: ein gefühls- und triebgerichtetes Interesse am anderen) gekennzeichnet und nicht durch das narzißtische Interesse an sich selbst?

Vielleicht aber kann man diese Idee Freuds auch für

die sublimierte Liebe anwenden? Es bedarf ja wohl einer zeitweiligen Abwendung von der geliebten Person und einer Hinwendung zum eigenen Ich, um ins reine zu kommen mit dem, was zwischen mir und dem (der) Geliebten möglich und machbar ist, wenn die üblichen Routinen des Liebens nicht greifen. Erst die erneute Hinwendung zur geliebten Person führt dann zur »Erfindung« einer ganz spezifischen Liebesform. Wie auch im Bereich der Kunst gibt es mehr oder weniger originelle Formen der Liebe, es gibt sogar auch den »Kitsch«, das heißt eine Liebesform, die nur noch nachgeahmt wird und schlechten Vorbildern entlehnt ist, zum Beispiel Liebesformen, die irgendwelchen Medienvorbildern nachgelebt werden. (Ein drastisches Beispiel dafür wurde in einer Fernsehsendung gezeigt: Eine junge Braut wollte unbedingt die Hochzeit von Lady Di nachahmen und versuchte bis ins kleinste Detail Kleid, Hut, Bewegungen etc. wie ihr Vorbild zu gestalten.)

Daß Sublimierung zu einer Ichveränderung führt – und dies nicht im Sinne der Neurose –, scheint allen Autoren zufolge sicher zu sein. Ganz evident erscheint dies bei der Liebesleistung: Der Liebende wird sich seiner selbst bewußter, er wird sich auch seiner Gebrechen und seiner Möglichkeiten bewußt und holt sehr oft trotzdem viel mehr aus sich heraus, als vorher möglich schien. Nicht nur der erste erotische Rausch führt zur Kreativität und damit oft zu einer Veränderung der Möglichkeiten des Ichs; es ist das langsame Wirken der kreativen Arbeit in der Beziehung selbst, das vermutlich noch gründlicher und wirkungsvoller die Person verändert.

Der amerikanische Psychoanalytiker John Whitebook konstatiert einmal, daß – alles in allem – der Begriff Sublimierung, wenngleich für die Psychoanalyse wichtig, so

doch theoretisch noch immer nicht gut genug gefaßt ist; man müßte den genetischen Prozeß (also: die Entwicklung) erst einmal verstehen, in dem biographisches Material in Kunst verwandelt wird.

In diesem Versuch über die ungewöhnlichen Liebesgeschichten soll eben auch dies probiert werden. Vor dem Hintergrund der Personen mit ihren Eigenarten soll gezeigt werden, wie im Prozeß des Liebens sich sublimierte Liebesformen herausgebildet haben; ob man das jeweilige Produkt als Sublimierung bezeichnen kann, also dem Kunstwerk gleichstellt, bleibt dem Leser überlassen. Auf jeden Fall sollte dies als Interpretationsfolie angeboten werden.

Ein weiterer Gedanke, der von den Theoretikern der Sublimierung formuliert wurde, sollte dabei auch noch eine Rolle spielen: Der Prozeß der Sublimierung ist, nach Ricœur und Castoriadis nicht nur als ein intrapsychischer zu verstehen; auch die extrapsychische Realität muß in Betracht gezogen werden. Im Falle der »Liebeskreativität« muß also die historische Form der Liebe, die Möglichkeiten, die Mann und Frau in einer Zeit, einer Kultur und in einer Schicht haben, einbezogen werden in einen kreativen Akt. Auf Ricœur aufbauend definiert daher Whitebook Sublimierung als einen »Grenzbegriff« zwischen Intrapsychischem und Extrapsychischem; das heißt: er ist nur im sozialgeschichtlichen Kontext zu erfassen.

Wenn man Liebesformen als Sublimierungsleistung betrachtet, dann gerät man sozusagen an einen dreifachen Schnittpunkt: Nicht nur das Intrapsychische und das Interaktionelle sind zu beachten, sondern auch das Extrapsychische. Die uns umgebende Kultur aber erlaubt jeweils mehr oder weniger kreative persönliche

Ausgestaltungen der Liebe. Nicht jede Liebesform ist als kreativ zu bezeichnen, und nicht jede Zeit ermöglicht es, eine solche auszuprobieren.

Heute scheint für viele ein solch kreatives Ausprobieren notwendig geworden zu sein. Die Lebensformen sind, wie man weiß, nicht mehr klar vorgegeben; Traditionen und Rituale des Zusammenlebens bestimmen uns nicht mehr in demselben Maß wie früher. In unserer modernen Zeit ist es allerdings in besonderer Weise für viele Menschen nötig, neue Lebensformen zu »erfinden«. Natürlich gab es diese Versuche auch in früheren Epochen, aber die Forderung war weniger verbreitet. Nicht jede Liebesform – auch nicht, wenn sie die Partner zufriedenstellt – ist eine kreative Leistung und daher vorwiegend unter dem Begriff der Sublimierung zu betrachten. Es gibt, wie auch in der Kunst, Epigonen. Von diesen sollte in diesem Buch nicht die Rede sein.

Allen Geschichten, die hier erzählt werden – und dies ist der gemeinsame Nenner –, fehlen einige der erwähnten Kriterien der Liebestheorien, und dennoch fragt man sich, ob es nicht auch andere Kriterien für die Liebe geben muß.

Die hier erzählten Geschichten sind also im Sinne vieler psychoanalytischer Liebestheorien »ungenügende« Geschichten, nicht »reif« genug, nicht vom »genitalen Charakter« ausgehend; vielleicht aber sind sie gar nicht so sehr »unreif«, wie sie eigentlich anhand der strenggenommenen Liebeskriterien sein müßten?

Und wiederum bietet die Theorie der Sublimierung Denkhilfen – diesmal mit Hilfe des Psychoanayltikers Loewald, der einer frühen Generation von Psychoanalytikern angehört. Er meint, daß man Sublimierung verstehen kann als die Auflösung einer undifferenzierten

zugunsten einer differenzierten Einheit (im Sinne der Auflösung einer Mutter-Kind-Symbiose oder der Trennung von Ich und Es). Dadurch bekommt die sublimierte Liebesleistung nochmals eine andere Färbung, nämlich in Form einer höheren »lustvollen Spannung«, die eben gerade nicht, wie die Sexualität, nach purer Entladung drängt, sondern die bestrebt ist, sich aufrechtzuerhalten, indem sie sich immer besser differenziert und damit immer weitere Kreise zieht. Dies ist es, was Musil mit dem Wort »steigen« wohl auch meint, wenn er von der reifen Liebe spricht. Die liebenden Personen werden durch diesen Differenzierungsprozeß ihrer selbst immer besser gewahr, sie erreichen eine höhere Stufe von Aufmerksamkeit und Sensibilität. Die Partner gewinnen aneinander eine neue Realität und ein neues Gewahrsein ihrer selbst.

Die von mir gesammelten »ungewöhnlichen« Liebesgeschichten sollten unter dem Gesichtspunkt der Sublimierung vielleicht auch dazu beitragen, diesen schwer verständlichen Prozeß zu erläutern und einige Hinweise darauf zu geben, wie man ihn verstehen könnte, vor allem im Hinblick auf die Beispiele, bei denen Sexualität nicht oder kaum gelebt wird. Ist das ein Zufall? Oder könnte wirklich das Konstrukt der »Triebverschiebung« etwas Wichtiges treffen?

Es gibt natürlich die immer wieder erwähnten Gegenbeispiele: Künstler, so meint Freud, könnten nichts produzieren ohne gelebte Sexualität; Wissenschaftler allerdings, so sagt er, seien oft sexuell abstinent. Warum dies so sein soll, kann er aber nicht wirklich schlüssig erklären.

Daß hier sexuelle Energie in desexualisierte Energie verwandelt wird, wobei auch kreative Aggression und

eine Menge an Abwehrreaktionen aufscheinen, scheint auf den kreativ arbeitenden Künstler recht gut zuzutreffen. Dem Liebenden selbst wird dies wohl konstruiert und wenig wirklichkeitsnah erscheinen.

Wie immer es mit der sexuellen Energie unter Liebenden auch beschaffen sein mag: Das Interesse der Leser von Liebesgeschichten richtet sich nicht direkt auf den »Untergrund« der Liebesszenen, also auf unbewußte libidinöse Quellen, sondern auf das, »was daraus gemacht« wird. »Das Unbewußte ist langweilig«, sagte mir einmal ein berühmter Psychoanalytiker in den USA. Klar: Es zeigt immer wieder denselben alten Adam mit seinen triebhaften Wünschen und egoistischen Tendenzen auf. Interessant aber ist es, was jeder individuelle Mensch daraus macht, wie sich diese »immer gleichen« Triebkräfte, gebrochen durch die verschiedenen Persönlichkeiten und Zeitumstände, spiegeln. Das macht es aus, daß man immer wieder interessiert zum Liebesroman greift. Es ist das Vertraute im Neuen, das uns ergreift. Wir spüren die bekannten und bei allen gleichen Triebkräfte und sind fasziniert davon, wie unterschiedlich sie von einzelnen verarbeitet werden.

Ob die verbotene Leidenschaft nur einen Ausweg kennt, nämlich den Liebestod wie bei *Romeo und Julia*, oder ob sie sich in einem lebenslangen sublimen Briefwechsel manifestiert, der alles offen Erotische ausschaltet wie bei den *Liebesbriefen einer Nonne* (Rilke) – das ist es, was den literarisch Interessierten immer wieder von neuem fesselt.

Es ist also das breite Spektrum der Erfahrungen, der Talente, der historischen Konfiguration, das einen Menschen dazu treibt, sich seiner Liebe in der einen oder anderen Art hinzugeben. Man kann – und das soll in dieser Buch geschehen – Liebe als ein Kunstwerk ansehen, das sehr viel Sublimierungsarbeit erfordert, um zu gelingen. Die vorliegenden Liebestheorien mit den in ihnen enthaltenen Kriterien für gelingende oder nicht gelingende Liebe sind sozusagen nur die »Folie«, auf der sich das Panorama der Liebesgeschichten ausbreitet. Keine der erzählten Geschichten ist eine herkömmliche Geschichte, vielleicht sogar eine mit Happy-End. Sie alle ermangeln der Qualität des behäbigen und letztlich zufriedenen Lebensgefühls, obwohl alle ein Stadium aufzeigen, in dem die Leidenschaft nicht mehr vorherrschend ist oder sogar nie vorgeherrscht hat.

Die Tatsache, daß moderne Lebensformen solche sind, die zu großen Teilen oft erst »erfunden« werden müssen, wie ich in meinem Buch *Liebesglück – Beziehungsarbeit* einmal formuliert habe, weil nämlich verbindliche Vorgaben in unserer Gesellschaft nicht mehr gemacht werden können, spiegelt das Ungenügen wider, das man bei manchen Liebestheorien empfindet. Allzusehr scheinen sie für alle Ewigkeit zu gelten; allzu wenig beachten sie, daß eben die »Neuerfindungen« der Liebe manches altgediente Stück obsolet erscheinen lassen. Auch diese Problematik geht in dieses Buch ein. Es ist sicher kein Buch, das neue Theorien bietet. Es ist eines, das Fragen stellt.

Empfohlene Literatur

Baumgart, H., *Liebe, Treue, Eifersucht. Erfahrungen und Lösungsversuche im Beziehungsdreieck*, Reinbek: Rowohlt, 1988

Baumgart, R., *Liebesspuren. Eine Lesereise durch die Weltliteratur*, München: Carl Hanser Verlag, 2000

Bergmann, M. S., *Eine Geschichte der Liebe. Vom Umgang des Menschen mit einem rätselhaften Gefühl*, Frankfurt a. M.: Fischer, 1999

Kernberg, O. F., *Liebesbeziehungen. Normalität und Pathologie*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1998

Klotter, Ch. (Hrsg.), *Liebesvorstellungen im 20. Jahrhundert*, Gießen: Psychosozial-Verlag, 1999

Matt, P. v., *Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur*, München: dtv, 1991

Miller, M. V., *Liebe macht Angst. Wege aus dem Beziehungsterror*, München: Carl Hanser Verlag, 1997

Reik, Th., *Von Liebe und Lust. Über die Psychoanalyse romantischer und sexueller Emotionen*, Frankfurt a. M.: Fischer, 1949/1985

Whitebook, J., *Sublimierung: ein Grenzbegriff*, in: Psyche 1996, 50, S. 850–880